

Heiner Ganßmann

Geld als Fiktion?

Warum Geld kein Kredit ist und das Publikum so schwer von seiner Stabilität zu überzeugen ist

In der Not der Krise, so sagte Keynes, wollen die Leute das Unmögliche: „People want the moon ... when the object of desire (i.e. money) is something which cannot be produced and the demand for which cannot be readily choked off.“ Und was bekommen sie? „There is no remedy but to persuade the public that green cheese is practically the same thing and to have a green cheese factory (i.e. a central bank) under public control.“ (Keynes 1967: 235) Keynes beschreibt das Problem, dass das Festhalten an einer Goldwährung die Krise – und damit die Arbeitslosigkeit – verschärft. Das dringend zur Erfüllung von Zahlungspflichten benötigte Geld kann nicht durch Produktion beliebig vermehrt werden, um auf diesem Weg sowohl die Arbeitslosigkeit durch mehr Beschäftigung abzubauen als auch die allgemeine Zahlungsfähigkeit zu verbessern. Mit der Zentralbank als „green cheese factory“ kann man zwar das Arbeitslosigkeitsproblem nicht so direkt angehen, aber die Verfügung über Kredite der Zentralbank in Form von „green cheese“ erlaubt die Erfüllung von Zahlungsverpflichtungen im privaten Verkehr.

Wie kann man jedoch das „Publikum“ davon überzeugen, dass Zentralbankgeld ebenso gut wie eine Goldwährung ist? Das Publikum hat seine Erfahrungen mit allem möglichen Papiergeld und Inflationen gemacht. Zu denen gehört vor allem, dass vor der Krise die immer stärkere Nutzung privater Kreditinstrumente als Zahlungsmittel jene Blasen aufbläht, die dann als Krise platzen. Wie soll man dann einer Form der Krisenbewältigung oder -milderung trauen, in der nun der Staat, durch seine Zentralbank, mit Krediten den Privaten aus der Patsche hilft, die mit ihrem Kredit erst den ganzen Kladderadatsch angerichtet haben?

Der Grund, warum Gold durch Zentralbankgeld ersetzt werden soll, war für Keynes, dass Gold genau dann knapp ist, wenn man dringend Erleichterung des Zahlungsverkehrs durch mehr Liquidität braucht. Das gilt für Zeiten einer sich anbahnenden Krise, wenn es plötzlich wegen Stockung des Zahlungsverkehrs zu Liquiditätsengpässen kommt, die unnötige Insolvenzen nach sich ziehen können. Die Zentralbank als „lender of last resort“ kann eine solche Krise mildern oder

vermeiden helfen, indem sie Kredite auch dann noch gewährt, wo die privaten Kreditgeber notgedrungen passen. Aber diese politische Alternative zur traditionellen restriktiven Wirtschaftspolitik bleibt nicht ohne Folgeprobleme. Es gibt ein Dilemma: Zwar wird die akute Krise entschärft, aber wie weit wird dabei die Kaufkraft des Geldes beeinträchtigt? Solange die „goldene Bremse an der Kreditmaschine“ (Schumpeter) tatsächlich eingesetzt wurde, blieb zwar die Währung hart, aber man musste abwarten und zusehen, bis die Krise ihre deflationäre Arbeit getan hatte, mit hohen Verlusten in Form von Arbeitslosigkeit, Bankrotten und Wirtschaftsschrumpfung. Wenn man demgegenüber durch lockere Kreditpolitik das wirtschaftliche Überleben auch von Unternehmen erlaubt, die schon bei normaler Marktlage bankrottgehen müssten, beeinträchtigt man die den Krisen zugeschriebene „Reinigungsfunktion“. Und man kann sich dann noch darüber streiten, ob das Palliativ nicht durch erneute Blasenbildung zur nächsten Krise führt, wie die Niedrigzinspolitik der US-amerikanischen Zentralbank als Abfederung der Dotcom-Krise 2000f., oder wie das gegenwärtige „Quantitative Easing“ der EZB, das zu einem Boom an den Aktienmärkten führt. Um das „Publikum“ wirksam davon zu überzeugen, dass unterm Strich „green cheese“ besser ist als Gold, braucht man also eine Theorie, die zeigt, dass staatlich geschaffenes und geordnetes Geld nicht den gleichen Gefährdungen ausgesetzt ist wie die durch Kredite im Privatverkehr geschaffenen Zahlungsmittel. Gibt es eine solche Theorie? Das muss zwar nicht notwendig die Geldtheorie von Keynes sein, aber da er zu Recht namensgebend war für die Krisenbekämpfung durch antizyklische Geld- und Fiskalpolitik, bietet sich ein Einstieg bei Keynes an. Dabei geht es mir nicht um die Prüfung seiner Geldtheorie in voller Breite, sondern nur um einen ersten Schritt, nämlich eine Antwort auf die Frage: Wer macht überzeugend klar, dass und warum Zentralbankgeld etwas anderes ist (oder sein kann), als privat geschaffenes Kreditgeld – ein Sachverhalt, der von den Vertretern der Alles-Geld-ist-Kredit-These (Wray, Ingham et al.) nicht hinreichend berücksichtigt wird.

Keynes

Die Eröffnungssätze des keynesschen *Treatise on Money* (1930: 3) lauten: „Money of account, namely that in which debts and prices and general purchasing power are expressed, is the primary concept of a theory of money. A money of account comes into existence along with debts, which are contracts for deferred payment, and price lists, which are offers of contracts for sale or purchase.“

Keynes outet sich hier als monetärer Idealist in dem Sinne, dass er mit der Ausrufung des „money of account“ als primäre Geldfunktion das Rechengeld als

Kopfgabe vor die materialen Transaktionstechniken des Kaufens und Verkaufens mittels eines Tauschmittels oder des Leihens und Verleihens mittels eines Zahlungsmittels setzt. Das Eigentümliche am Rechengeld ist ja, man denke an Buchführung, dass man es monologisch benutzen kann, ohne dass es anderswo als im Kopf präsent ist. Die Buchführung muss sich auf irgendwelche Bewertungen von heterogenen Objekten in einem homogenen Medium stützen, aber diese Bewertungen können sowohl empirisch beobachtet als auch reine Wunschgebilde sein, mit denen man sich reich rechnet. Informativ nützlich ist die Buchführung allerdings nur, wenn sie sich auf die Beobachtung effektiver Preise stützt.

Keynes fährt fort:

Money itself, namely that by delivery of which debt contracts and price contracts are *discharged*, and in the shape of which a store of general purchasing power is *held*, derives its character from its relationship to the money of account, since the debts and prices must first have been expressed in terms of the latter. (ebd.)

Keynes unterscheidet zwischen „money of account“ und „money itself“, das zwei Funktionen hat: die des Zahlungsmittels, wenn die in Rechengeld formulierten Verträge, erfüllt werden, und die des Wertaufbewahrungsmittels, mit dem man sich beispielsweise auf die Erfüllung der Zahlungsverpflichtungen durch Schatzbildung vorbereiten kann. Sein Argument lautet also: Da man Verträge erst formulieren muss, bevor man sie erfüllen kann, muss das Rechengeld als Erstes funktionieren, bevor die beiden andern Funktionen überhaupt ins Spiel kommen können. Das ist soweit korrekt, als man voraussetzt: Am Anfang war der Vertrag. Aber braucht man zum Kaufen und Verkaufen explizite Verträge? Käufer und Verkäufer müssen sich auf einen Preis einigen. Dann können sie ihre Transaktion abschließen. Der eine geht mit dem Geld, der andere mit der Ware nach Hause. Ihre Beziehung ist zu Ende – was nicht heißt, dass sie nicht wiederholt werden kann.

Wer trotz dieses Einwands von Verträgen als Voraussetzung für die effektive Durchführung von Eigentumswechsel-Transaktionen ausgeht, sollte sagen können, auf welches Wissen sich die in Verträgen formulierten Ansprüche stützen. Muss es dafür nicht einen Markt als Hintergrund geben, mit Käufen und Verkäufen, durch die Preise zustande kommen? Nach der Geldauffassung des Neochartalismus muss das nicht sein. In einer mesopotamischen Palastökonomie, in der Abgabepflichten bestehen, gab es herrschaftlich verordnete Festlegungen von Tributen in einer Recheneinheit, die man „money of account“ nennt, und in diesem Sinne so etwas, wie „administrative Preise“ waren. Daher kommen Graeber (2011) oder Wray (2014) und andere auf die Idee, das Geld sei mehrere tausend Jahre alt. Sie beziehen sich damit aber auf einen ganz anderen Kontext als eine Geldwirtschaft mit Markttransaktionen zwischen Leuten, die sich nicht kennen. Die Frage, ob man „Shekel“ oder was auch immer die Rechnungseinheit

in Babylon oder Ägypten war, *zweckmäßigerweise* „Rechengeld“ nennen soll, ist jedoch unter Berufung auf Keynes nicht klar zu beantworten.

Unstrittig ist hingegen, dass sich Keynes auf Knapp und dessen „staatliche Theorie des Geldes“ stützt: „Money is peculiarly a creation of the State“. Keynes lässt sich mit einem großen Sprung nicht weiter auf die immer wieder aufgeworfene Frage nach dem Ursprung des Geldes ein und geht davon aus: „To-day all civilized money is, beyond the possibility of dispute, chartalist“ (Keynes 1930: 4). Obwohl er damit die Geldgeschichte ausklammert, hat seine Darstellung eine evolutionistische Tönung, mit der er eine Abfolge von Geldformen und -funktionen suggeriert: „the introduction of a money of account gives rise to two derived categories -- offers of contracts, contracts and acknowledgments of debt, which are in terms of it, and money proper, answering to it, delivery of which will discharge the contract or the debt.“ (Ebd.: 5)

Das wirkliche Geld – „money proper“ – gibt es erst, wenn man mithilfe des Rechengeldes Vertragsangebote, Verträge und Schuldenanerkennnisse formulieren kann. Das kann man sicher auch umgekehrt sehen oder, als dritte Möglichkeit, von einer Koevolution von Geldformen und den dazugehörigen Praktiken sprechen. Mit Keynes kommen wir jedoch umstandslos zur Verwendung von Kreditverbriefungen, Schuldscheinen, Wechseln usw. als Zahlungsmittel:

The first of these prepares the way for the next development, namely the discovery that for many purposes the acknowledgments of debt are themselves a serviceable substitute for money proper in the settlement of transactions. When acknowledgments of debt are used in this way, we may call them bank money -- not forgetting, however, that they are not money proper.

Keynes führt hier aus dem Nichts Banken in die Argumentation ein, betont aber, dass deren Noten kein „money proper“, also eigentliches Geld sind: „Bank money is simply an acknowledgment of a private debt, expressed in the money of account, which is used by passing from one hand to another, alternatively with money proper, to settle a transaction.“ Keynes erklärt uns nicht, dass „settle a transaction“ etwa bei der Wechselzirkulation, etwas Komplizierteres bedeuten muss als bei der einfachen Ware-Geld-Zirkulation. Er hat soweit nur die ihm wichtigen Geldformen vorgestellt: „We thus have side by side State money or money proper and bank money or acknowledgments of debt.“ Auf dieser Grundlage kann er nun etwas Schwieriges einführen: das Zentralbankgeld. Er nennt es Repräsentativgeld und es wird produziert von dem, was er später ironisch die „green cheese factory“ nennen wird: Zentralbankgeld entsteht durch eine „further evolution of State money itself. The bank money may represent no longer a private debt, as in the above definition, but a debt owing by the State; and the State may then use its chartalist prerogative to declare that the debt itself is an acceptable discharge of a liability.“ (1930: 5) Der Staat bezahlt Güter und Leistungen mit

seinen Schuldscheinen und akzeptiert sie zugleich als Zahlungsmittel an den Staat.

„A particular kind of bank money is then transformed into money proper – a species of money proper which we may call representative money.“ Was auch immer nun „money proper“ heißen mag, jedenfalls wird auf diesem Weg aus einem Schuldanerkenntnis des Staates eine Nicht-Schuld:

When, however, what was merely a debt has become money proper, it has changed its character and should no longer be reckoned as a debt, since it is of the essence of a debt to be enforceable in terms of something other than itself. To regard representative money, even when it conforms to an objective standard, as being still a debt will suggest false analogies. (Keynes 1930: 6)¹

Keynes, das muss man gegen die neochartalistische These All-Money-Is-Credit unterstreichen, sieht im staatlichen „Repräsentativgeld“ keine Schuldbescheinigung. Durch die Notenausgabe entstehen schlicht und einfach keine Forderungen an den Staat. Der Inhaber einer Zentralbanknote bekommt von der Zentralbank nichts, wenn er sie als Schuldschein ansieht und dessen „Einlösung“ verlangt. Deshalb ist die übliche Buchung der staatlichen Noten und Münzen als Verbindlichkeiten der Zentralbank (s. z.B. McLeay et al. 2014) eine irreführende Praxis. Nach dem Ende der Konvertibilität kann niemand staatliche Noten „einlösen“, beim Staat und seiner Bank gegen etwas anderes eintauschen. Keynes vermutet zu Recht, dass falsche Analogien entstehen, wenn man Zentralbankgeld als Verbindlichkeiten des Staates behandelt.

Verlassen wir an dieser Stelle Keynes mit einigen kritischen Anmerkungen: Beim als Primärfunktion des Geldes eingeführten „money of account“, also dem Rechengeld, geht es um Kalkulationen und Buchhaltung, nicht um geldvermittelte Markttransaktionen selbst, also etwa um Käufe und Verkäufe sowie um Zahlungen, sondern zunächst um deren Beobachtung: Welche Preise generiert der Markt? Wie muss ich sie in meine Buchführung einarbeiten? Man könnte also durchaus sagen, dass das, was Keynes als primäres Konzept setzt, ein Phänomen zweiter Ordnung ist. Das kommt zumindest versteckt zum Ausdruck, wenn Keynes, wie gesehen, weiter erläutert: „A money of account comes into existence along with debts, which are contracts for deferred payment, and price lists, which are offers of contracts for sale or purchase.“ (Keynes 1930: 3).

1 „[M]oney, whether a commodity or fiat or even a number kept on the government books, is the only financial asset that does not necessarily have an offsetting liability. The unfortunate custom of talking about bank debt, whether in the form of private bank notes or deposits, as money has added considerably to the confusion and has made it more difficult to appreciate the critical role of fiat or outside money as the surrogate for trust in a modern economy“. (Shubik 1999: 33)

Das Rechengeld soll zusammen mit Schulden entstehen. Schulden seien Verträge über hinausgeschobene Zahlungen. Erst dann erwähnt Keynes Preislisten, die Angebote von Verträgen über Käufe und Verkäufe darstellen. Über Märkte generierte Preislisten sind aber in Bezug auf die Benutzung von Geld entscheidend. Man kann Schulden in allen möglichen Größen darstellen. Sie beziehen sich auf eine Leistungsverpflichtung, die entweder oktroyiert wird, wie bei Steuern und Tributen, oder aus einer früheren Gegenleistung entstanden sind. Ob eine solche Leistungsverpflichtung in Rechengeld oder in Naturalgrößen (100 Shekel Getreide) oder deren Proportionen (ein Zehntel des Jahresprodukts) dargestellt wird, ist kein immanentes Problem von Schuldverhältnissen, das auf irgendeine abstrakte Lösung drängt. Damit sie in Geldgrößen dargestellt werden, müssen weitere Bedingungen hinzukommen: Käufe und Verkäufe. Abgesehen davon: Wieso sind Schulden Verträge? Das ist so, wie wenn man sagt: Die Ehe ist ein Vertrag. Man hat damit allenfalls einen Teilaspekt der Institution Ehe festgehalten – und nicht den wichtigsten. Das primär Interessante an Schulden ist, dass offene Verpflichtungen bestehen, ob sie eingehalten werden und inwieweit eine Äquivalenz von Schuld und Gegenleistung besteht (oder angezielt wird). Ob es dazu einen ausdrücklichen Vertrag gibt, also eine schriftliche oder sonst wie bezeugte Abmachung, und ob dessen Erfüllung bei nachgeordneten dritten Instanzen einklagbar ist, ist hingegen sekundär.

Wenn man seine Begriffe wie Keynes einführt, sollte man also eine Geschichte dazu parat haben: Wo und wann können wir „price lists“ und „debts“, die in einem einheitlichen Rechenmittel ausgedrückt werden, beobachten? Wie haben sich die betroffenen Akteure auf ein einheitliches Rechenmittel geeinigt? Wie und wo sind die aufgelisteten „Preise“ zustande gekommen? Gab es Märkte? Oder autoritär fixierte Abgabepflichten? Keynes erzählt uns keine passende Geschichte darüber, wie es zu diesen Praktiken kommen konnte. Gleich, welchen Ursprung das Geld haben mag, für Keynes Theoriezwecke ist es von vornherein in rechtlich gestützte Kreditbeziehungen eingewoben. Und das moderne Geld ist staatliches Geld. Keynes richtet damit seine Geldtheorie ohne besondere Rücksicht auf frühere Geldformen an der Erklärung später und komplexer Geldverhältnisse aus. Die Institutionen, die gegeben sein müssen, damit sein „money of account“ in der unterstellten Weise benutzt werden kann, werden als gegeben vorausgesetzt. Das ist einerseits berechtigt. Man kann nicht immer wieder bei Adam und Eva anfangen. Aber warum benutzt er dann eine Semantik von Evolution in der Beschreibung der Geldformen?²

2 Marx, dessen Geldtheorie ich hier nicht diskutieren kann (vgl. zuletzt Ganßmann 2015), demonstriert z.B. in seiner Kritik an Macleod eine Alternative zu der Wahl zwischen Theorie des jeweils zeitgenössischen Geldes oder angemessenen professioneller Geldgeschichte:

Geldgeschichten: „Das Geld und die Kuh, die man damit kaufen kann“³

Geldtheorien arbeiten häufig mit Verweisen auf die Geldgeschichte, insbesondere zum Ursprung des Geldes. Dabei wird selbst von professionellen Historikern (Ferguson 2009) mit sehr wenig Evidenz gearbeitet, die dann passend zur jeweiligen Geldtheorie aus der Geldgeschichte wie aus einem Steinbruch geholt wird. Leider fällt letztere aber je nach Geldbegriff unterschiedlich aus (Aydinonat 2011). Wenn man Geld und Märkte als Ergebnisse einer Koevolution ansieht (z.B. Iwai 2011), sieht die Geldgeschichte anders aus, als wenn man Tribute an babylonische Palastökonomien als Geldzahlungen auffasst.

Die frühe Geldgeschichte ist weitgehend unbekannt (von Reden 2007). Weil die Monetarisierung von Gesellschaften unter unterschiedlichen Bedingungen zu unterschiedlichen Zeiten stattfand, kann kaum ein geldtheoretischer Satz einfach aus dieser Geschichte hergeleitet werden. Deshalb geht es bei der Anführung historischer Evidenz in der geldtheoretischen Diskussion meistens nicht um empirische Belege für theoretische Thesen, sondern um „conjectural histories“, in denen theoretische Spekulation die Rekonstruktion von vermuteten historischen Entwicklungen ermöglichen soll. Die Funktion solcher Geschichten kann bestenfalls die von Plausibilitätstests sein: Wie kann man sich vorstellen, dass halbwegs rationale Menschen so etwas wie Geld eingeführt oder in bestimmten Richtungen verändert haben? Welche Überzeugungen, Interessen und Absichten spielten dabei eine Rolle?

Mit seiner lapidaren Bemerkung über das Geld und die Kuh regt Wittgenstein dazu an, die alltäglichen Geldverhältnisse in ihrer Unwahrscheinlichkeit wahrzunehmen und im Rückgang auf die Bedürfnisse und Überzeugungen der beteiligten Akteure zu rekonstruieren. Also: Jemand hat Geld und stellt fest, dass er damit eine Kuh kaufen kann. Wie kommt diese Möglichkeit zustande? Was hat die Kuh mit dem Geld zu tun? Wie wird die Kuh zur Ware? Und wie wird ein aufwendig bedruckter Papierzettel zu Geld? Beide Verbindungen sind

Er kritisiert Macleod, weil der seine Gelderklärung mit der kompliziertesten Geldform beginnt: Geld als Zahlungsmittel. Methodisch gesehen ist diese Kritik einleuchtend. Erklärungen funktionieren, indem man von einfachen zu komplexen Zusammenhängen „aufsteigt“, indem man die komplexen Zusammenhänge aus einfachen Elementen aufbaut. Dabei geht es nicht um „Ableitungsmarxismus“, dem gemäß das Einfache immer das „Wesen“ des Komplexen bleibt, sondern um eine theoretische Rekonstruktion, die soziale Entwicklungen auf die Absichten und Überzeugungen der beteiligten Akteure zurückführt, deren Probleme durch neue Konventionen und Institutionen „gelöst“ oder besser: kleingearbeitet werden.

3 Wittgenstein (1984: §120).

offensichtlich nichts, was mit den physischen Eigenschaften der Objekte zu erklären ist. Wenn die Kuh ihrer Kuhnatur folgt, hat sie mit Geld nichts zu tun. Wenn man eine Banknote als Papierzettel sieht, kann man damit vielleicht Feuer machen, aber nichts kaufen. Man muss, wenn man die Assoziation von Kuh und Geld verstehen will, auf die beteiligten Akteure und die Institutionen sehen, in denen sie sich bewegen. Wer bringt die Kuh zum Markt? Wer stellt Geld her, wer benutzt es wofür?

Wenn man so fragt, stößt man schnell auf den Umstand, dass Kuh als Ware und Geld als Kaufmittel keine Angelegenheiten zwischen Naturobjekt und Individuum (wie zwischen Kuh und Kuhhirte) sein können. Es geht nicht um eine neoklassische utilitaristische Übung, sondern um einen a priori sozialen Kontext. Individuen handeln bezogen aufeinander, nehmen bestimmte Rollen ein (z.B. die von Käufer und Verkäufer) und bedienen sich dabei sozialer Institutionen, zu denen man jedenfalls das Geld zählen kann, aber auch das Recht.

Mit seiner Bemerkung spricht Wittgenstein etwas an, was ich monetären Idealismus nennen möchte. Er liegt vor, wenn die Assoziation von Kuh und Geld als solipsistische Leistung gedacht werden soll, analog zu der Assoziation von Kuh und Nutzen, die das utilitaristische Individuum herstellt. Die Assoziation – was hat eine Kuh mit Geld zu tun? – kommt für den monetären Idealisten also nicht aufgrund der Beobachtung effektiver Transaktionen im aufeinander bezogenen Handeln von Marktteilnehmern zustande, sondern ist quasi von Natur aus individuell und ideell herstellbar. Wie wir bei Keynes gesehen haben, braucht das Individuum für die Zwecke der Darstellung der Kuh als Verkaufsobjekt allerdings eine Recheneinheit, in der es alle relevanten Größen von Eigentum und Verpflichtungen darstellt. Eine solche Recheneinheit, da sie die Kommunikation ermöglichen bzw. erleichtern soll, ist als bloß individuelle Setzung nicht sehr tauglich. Damit man über die Kuh nicht nur als Nutzenträger, sondern als Verkaufsobjekt kommunizieren kann, müssen sich die Kommunikationsteilnehmer möglichst auf die gleiche Recheneinheit beziehen. Woher soll sie kommen? Man kann dazu, theoretisch angeleitet, eine hypothetische Geschichte konstruieren, die sich allerdings immer nur punktuell auf historische Belege stützen kann. Historisch gesehen war es für die Institutionalisierung der Assoziation von Geld und Kuh wahrscheinlich günstig, dass nicht nur die Kuh, sondern auch das Geld eine Naturbasis hatte. Wenn ein Naturobjekt mit einem andern assoziiert werden soll, ist das weniger anspruchsvoll für die beteiligten Gehirne als wenn die physische Tatsache Kuh, mit der als solche anerkannten sozialen Tatsache Geld assoziiert werden muss. Tatsächlich handelt es sich aber nicht um Natur, sondern um eine sozial verankerte, im Alltag selbstverständliche Assoziation: Das Geld und die Kuh als Ware. Also noch einmal: Wie wird die Kuh zur Ware und wie kommt man zu Geld?

Dazu gibt es unterschiedliche Hypothesen, zum Teil verkleidet als Geschichtsschreibung, gegenwärtig hauptsächlich aus zwei Theorielagern: Mengerianern versus Neochartalisten. (Goodhart 1998; Aydinonat 2011) Die Mengerianer meinen, Geld als Tauschmittel bilde sich spontan im Warenverkehr heraus, vor allem als Weg zur Überwindung des Tauschhindernisses, das bei Abwesenheit der doppelten Koinzidenz der Bedürfnisse besteht. Oder Geld ist, wie wir bei Keynes gesehen haben, zunächst und vor allem Rechenmittel. Es muss, damit es seine kommunikativen Funktionen erfüllen kann, per Ukas gesetzt werden, wofür der Chartalist dann eine Herrschaftsinstanz, den Staat, einführt. Der Staat soll das Kunststück vollbringen, alle Untertanen auf die Benutzung des gleichen Rechengeldes zu verpflichten. Sonst gibt es keine für alle beobachtbaren Preisausdrücke, die sich auf das gleiche Geldobjekt beziehen und die dann per Konkurrenz vereinheitlicht werden können.

Zwei Fragen drängen sich bezüglich der „staatlichen Theorie des Geldes“ auf: Erstens: Wie kommt „der“ Staat auf die Idee, so etwas wie Geld einzuführen? Zweitens: Wie kann er seine Bürger auf die Benutzung des ausgedachten Geldes verpflichten?

Zu erstens: Eine mögliche Antwort, die im Neochartalismus ausgespielt wird, lautet: Staaten erheben Steuern, oder allgemeiner: Tribute. Wenn man sieht, wie prachtvoll die Herrscher in alten Staatswesen ihre Macht anhand ihrer Monumentalbauten demonstriert haben, liegt der Gedanke nahe, diese Staaten seien im Kern nichts anderes als Maschinen zur Abpressung von Tributen, zur Aneignung eines fiskalischen Surplus gewesen.⁴ Man kann sich demgemäß einen Entwicklungsweg vorstellen, auf dem ein Staat, sobald es nicht mehr nur um gewaltgestützte Eroberungen geht, von Festlegungen von Naturalabgaben wechselt zu abstrakten Abgabepflichten, als eine Vorstufe zu monetären Steuern.

Als erster Schritt lässt sich vermuten, dass Äquivalenzen unter den abzugebenden Produkten oder Vermögenobjekten festgesetzt werden. Irgendwann sagen die Majestäten: wenn Du keinen Weizen hast, gib uns Wein. Dazu muss der relative Wert von Weizen und Wein als Tributleistung festgelegt werden. Alternativ kann man eine proportionale Belastung der Produktion durchsetzen, wie den „Zehnten“. Aber, sagt darauf der Winzer, ein Zehntel von meinem Wein ist viel mehr „wert“ als ein Zehntel von Nachbars Weizen. Aufgrund solcher Beweggründe ist nachvollziehbar, dass irgendwann Tribute per Äquivalenzdefinitionen kommensurabel gemacht werden. Beispiel: der babylonische Shekel war zugleich Produktmaß (1 Shekel = xKörner Getreide), mit dem als Gewichtseinheit

4 Das hält Graeber (2011: 55) für ein „cynical view“, nur um später in seinem Text doch zuzugestehen, dass „war and plunder“ (113) in „aristocratic states“ eine übliche Praxis waren. Die Einschränkung auf „aristocratic states“ hätte er auch noch fallen lassen können.

auch Silber gemessen wurde, und Mittel zur Bestimmung der Arbeitsentgelte (x Shekel Getreide als Tageslohn). Aber handelt es sich dabei um Geld?⁵ Wozu braucht der Staat in den alten Gesellschaften Geld?⁶ Oder: Wann und unter welchen Bedingungen braucht er Geld? Naheliegend ist, dass der Herrscher eine Kriegskasse braucht. Aber wer nicht alles, was er zur Kriegsführung braucht, auch per Krieg oder Abgabenabpressung unter Gewaltandrohung bekommen kann, würde gern auf andere Aneignungsmittel zurückgreifen.

Die Überlieferung sagt, dass der König von Lydien die ersten Münzen aus Elektron (einer in Kleinasien natürlich vorkommenden Mischung aus Gold und Silber) prägen ließ, um damit seine griechischen Söldner zu bezahlen (vgl. Seaford 2004, von Reden 2007). Wenn man davon ausgeht, dass ein Teil der üblichen Kriegsbeute aus Gold- oder Silberschätzen bestand und die Soldaten aus Teilen der Beute „bezahlt“ wurden, und weiter davon ausgeht, dass diese Bezahlung minimalen Gerechtigkeitsvorstellungen bei der Behandlung der Söldner entsprechen musste, ist von Staatsseite die Verwendung einigermaßen einheitlicher Gold/Elektronstücke zur Bezahlung relativ naheliegend.

Zu zweitens: Die nächste Frage ist dann: Was sagen die Soldaten/Söldner dazu? Stellen wir uns vor, der Krieg des lydischen Königs gegen seinen Nachbarn ist zu Ende. Die Söldner wollen nach Hause oder müssen ihren nächsten Job suchen. Was sie als „Bezahlung“ akzeptieren, muss leicht transportierbar, haltbar und weiter verwendbar sein: Man muss – womöglich woanders – etwas dafür eintauschen können, so wie Abraham von den Hethitern die Höhle, in der er Sarah in der Fremde bestatten will, nicht als Geschenk annimmt, sondern „kauft“.

Im Kontrast zu dieser hypothetischen Geschichte sagt die neochartalistiche Erzählung: Staatliches Geld wird akzeptiert, weil der Staat es herstellt. Es ist „chartal“, d.h. die Geldobjekte tragen ein Hoheitszeichen und, vor allem, man kann damit Steuern zahlen: „Taxes drive money“.⁷ Das klingt naiv und ökonomisch

5 „Mit der Entstehung des Geldes haben wir ferner nicht die Entstehung des Münzgeldes bezeichnet, sondern die Praxis, Edelmetalleinheiten präzise abzuwiegen, in Stücke zu zerlegen und aufeinander zu beziehen. Vorformen dieses Verfahrens gab es schon im Reich des Hammurabi oder in Ägypten, aber es fehlte hier seine geographische Verbreitung und die weiträumige Zirkulation von insgesamt knappen Edelmetallvorräten.“ (Von Reden 2007:130) Für dieses „pensatorische“ (Knapp) Geldwesen trugen die frühen Staatswesen keine Verantwortung.

6 „Early states demanded taxes (in order to create markets)“, sagt Graeber (2011: 55). Das soll kein Witz sein: *Early states* haben sich offenbar in einer marktlosen Welt ausgedacht, dass Märkte eine prima Sache sein müssten.

7 Über das antike Griechenland und Rom sagt von Reden (2007: 124): „Das Zahlungsmittel für Steuern und Pachten musste jeweils lokal gesetzlich festgelegt werden und ergab sich nicht von selbst aus der Zirkulation einer bestimmten Währung.“ Das ist die genaue

misch unrealistisch, sobald man weiter fragt: Wie kommt der Staat auf diese Idee? Der Staat soll angeblich etwas mit einem selbsterfundenes Zahlungsmittel gekauft haben und die Bürger akzeptieren dieses „Geld“, weil sie damit gegenüber dem Staat ihre eigenen Zahlungsverpflichtungen erfüllen können. Da bei derartigen Operationen unterm Strich übrig bleibt, dass der Staat sich unentgeltlich Ressourcen aneignet, fragt sich: Warum nimmt sich der Staat, wenn er denn so schlau ist, nicht gleich, was er seinen Bürgern abnehmen will? Warum der Umweg über „Geld“? Weil bereits frühe Staaten Märkte schaffen wollten? Aber wie kamen sie denn auf *diese* Idee? Man stelle sich eine marktlose Welt vor und einen Herrscher und seine Bürokraten, die sich ausdenken, dass Märkte, also reale oder virtuelle Orte für den allgemeinen, als Kauf und Verkauf organisierten Tausch, für alle nützlich und gut sein müssten.

Insoweit die „taxes drive money“-Story auf der Unterstellung des Staates als benevolentem Akteur und intelligentem Institutionendesigner beruht, ist sie nicht plausibel. Aber vielleicht funktioniert sie in einem anderen Kontext? Gehen wir von der historisch strittigen Grundannahme der Neochartalisten aus: Alles Geld ist Kredit.⁸ Gemäß dieser Annahme kann jeder Geld produzieren, indem er einen Schuldschein ausstellt (Wray (2014: 20) über Hyman P. Minsky). Geld entsteht also mit dem einfachen ersten Schritt, dass man mit einem Schuldschein eine Zahlungsverpflichtung dokumentiert. Der Schuldschein entwickelt sich weiter zu etwas Geldähnlichem, insofern der Akzeptant einen solchen Schuldschein selbst wieder zum (provisorischen) Zahlen bei Dritten verwenden kann. Der Dritte hat nun eine Forderung, ein Guthaben, gegenüber dem ersten Käufer. Unter welchen Bedingungen werden Dritte einen solchen Schuldschein als Zahlungsmittel akzeptieren? Sie müssen genauso wie der erste Gläubiger davon überzeugt sein, dass der Schuldner seine Verpflichtungen bedient. Es geht also bei dieser Akzeptanz um ein „know-who“-Netzwerk (Shubik 2001: 5). Man muss den Aussteller des Schuldscheins kennen und von seiner Zahlungsfähigkeit

Umkehrung der neochartalistischen Behauptung. Es gab zwar eine Währung, aber sie wurde bei der Besteuerung nicht benutzt.

- 8 „Geld in der Antike (blieb) weitgehend Bargeld. Zwar gab es ein ausgeprägtes Kredit- und Bankenwesen, aber weder wurden Kredite in großem Stil als Kapital investiert, noch gab es bargeldlosen Zahlungsverkehr oder Schecks. In der Praxis erfanden die Menschen alle möglichen Strategien, bargeldlos zu kaufen oder Geld von einem Ort zum anderen zu bewegen, ohne tatsächlich Münzen transportieren zu müssen, und insgesamt ihr Geld härter arbeiten zu lassen. Zum Beispiel verrechnete man Zahlungsverpflichtungen sowohl im öffentlichen wie im privaten Bereich. ... Im privaten Bereich konnten Löhne bisweilen so lange unbezahlt bleiben, bis der Lohnempfänger eine Schuld gegenüber einem dritten zu begleichen hatte, dessen Gläubiger der Lohnschuldner war. Doch trotz solcher praktischen Strategien entwickelten sich kein Buchgeld, kein Giroverkehr und keine monetären Instrumente außer Münzen und ungemünztem Edelmetall.“ (Reden 2007: 126)

und -willigkeit überzeugt sein. Aber nun kommt der eigentliche Pfiff: Wenn der ursprüngliche Schuldner selbst Forderungen an Dritte hat, können diese seine Schuldscheine erwerben, z.B. durch einen Verkauf, und zur Zahlung präsentieren, also damit ihre Verbindlichkeiten bedienen. Der Schuldschein kehrt zum Aussteller zurück und kann in den Reißwolf gesteckt werden. Alle sind bezahlt, das „Geld“ ist verschwunden. (Innes 1913: 402)

In einem solchen „know-who“-Netzwerk des Kredits hat der Staat den Vorteil, dass ihn jeder kennt. Das für die Akzeptanz seiner Schuldscheine erforderliche Vertrauen kann der Staat einfach herstellen, wenn er garantiert, dass Steuer- und Abgabepflichtigen mit diesen Schuldscheinen des Staates bedient werden können. (Forstater 2004) Der Staat erzwingt auf diesem Weg einen „Geld“-Kreislauf. Er kauft ein, gibt dafür Schuldscheine, akzeptiert die Schuldscheine als Steuerzahlungen und hat sich in Höhe dieser Zahlungen Ressourcen angeeignet. Aber, wie oben schon gefragt, warum der Umweg über solches „Geld“? Warum nimmt der Staat nicht direkt, was er braucht?⁹ Ist Naturalrechnung für Zwangsabgaben zu kompliziert?

Die Antworten der Neochartalisten helfen lediglich bei einem Aspekt der Geldklärung, bei der Frage, warum, wenn jeder sein eigenes „Geld“ in Form von Schuldscheinen herstellen kann, der Staat einen Vorteil gegenüber den (meisten) Privaten hat. Diese Frage ist mit dem Verweis auf das „know-who“-Netzwerk beantwortet. Aber wir finden keine plausible Antwort auf die Frage, warum der Staat überhaupt anfängt, Abgaben in – wie immer rudimentärer – Geldform einzutreiben.

Statt den – irgendwie als Kollektivakteur gedachten – Staat anzurufen und eine notwendig im Dunkel bleibende Historie zu bemühen, sollte man nicht lieber zusehen, was tatsächlich beim alltäglichen Geldgebrauch passiert? Beobachten kann man dann soziale Beziehungen von Käufern/Verkäufern (Zahlern/Empfängern), die auf der Grundlage von rechtlich gestützten Eigentumsverhältnissen

9 Reden (2007: 126): „Aus Ägypten haben wir Hinweise, dass Löhne von Bauarbeitern aus ihren eigenen Steuerverpflichtungen finanziert wurden. D.h. keine Münzen wurden benötigt, sondern Arbeiter leisteten ihre Arbeit direkt gegen den Erlass ihrer Steuern.“ Demgegenüber steht das neochartalistiche Argument auf dem Kopf, wonach Steuern dazu dienen, Geld in Umlauf zu bringen. Auch die Benutzung von „tallies“ (Kerbhölzern) vgl. (Innes 1913: 398), die für einen Mythos von Kredit als Geld stehen, lässt sich zwanglos daraus erklären, dass zwar Geld als Rechengeld benutzt wurde, aber Edelmetall für die Münzung in vielen Ländern zu knapp war und es deshalb ersetzt werden musste. Von diesen Ersatzwegen für die Abwicklung von Käufen und Verkäufen gingen sicher Impulse für die Evolution des Kreditwesens aus. Aber deshalb muss man die Geschichte nicht auf den Kopf stellen und behaupten, erst gab es Kredit und dann Geld als Unterform des Kredits.

friedliche Eigentumswechsel bewerkstelligen. Dabei wird Geld immer zugleich in mehreren Funktionen benutzt: zunächst als Medium, in dem Preise ausgedrückt werden. Einer bietet an, der andere fragt nach, beide beziehen sich auf Geld und Kuh, um ihre Transaktionsvorstellungen zu präsentieren. Aber bevor man deshalb die Funktion des Rechenmittels als primäre ausruft, muss man beachten, worauf sich die Akteure bei der Bildung dieser Preisausdrücke, also $x\text{Ware } A = yM$, beziehen. Es kann sich um rein subjektive Wunschvorstellungen handeln, um die Orientierung an den Ergebnissen einer früher durchgeführten Transaktion, die in der Buchführung festgehalten wird oder um eine direkt beobachtete, effektive Transaktion im laufenden Marktgeschehen. Plausibel ist jedenfalls, dass die Beobachtung aktueller, effektiver Preise die Grundlage für konsensfähige Vorstellungen über das Verhältnis von Geld und Kuh ist. Es besteht ein enger Zusammenhang zwischen der Benutzung von Geld als Rechen- und als Tauschmittel.

Bei effektiven Transaktionen ist Geld das Medium, durch dessen Hingabe Eigentumswechsel vollzogen werden. Erst habe ich das Geld, dann die Kuh. Mein Gegenüber hat erst die Kuh, dann das Geld. Und beide können wir zufrieden nach Hause gehen. Die Beziehung ist im Prinzip abgeschlossen. Anders als bei solchen im Hinblick auf Leistungen symmetrischen Kauf- und Verkauf-Transaktionen mit Hilfe von Bargeld kann Geld als Medium zur Erfüllung aktuell einseitiger Verpflichtungen dienen. Einerseits entstehen Gläubiger- und Schuldnerbeziehungen, wenn Zahlungsverpflichtungen zeitlich verzögert erfüllt werden, weil der Käufer zwar gekauft, aber noch nicht gezahlt hat. Er läuft mit der Kuh nach Hause. Der Verkäufer erhält dafür ein Zahlungsverprechen. Dann besteht ein (zumindest impliziter) Kontrakt, der normalerweise schriftlich fixiert wird.¹⁰ Andererseits werden Zahlungsverpflichtungen aufgrund von Herrschaftsverhältnissen auferlegt, wenn zum Beispiel Tribute oder Steuern gezahlt werden müssen.

Was der Käufer mit der Kuh machen kann, ist relativ klar, aber nicht festgelegt. Was der neue Geldbesitzer sinnvoll mit dem Geld machen kann, ist relativ begrenzt: Etwas anderes kaufen (Zirkulationsmittel), etwas bezahlen (Zahlungsmittel) oder sparen (Wertaufbewahrungsmittel)¹¹. Jedenfalls ist Geldgebrauch von vornherein eine multifunktionale Angelegenheit und man fragt sich, was es

10 Die schriftlich fixierte Zahlungsverpflichtung (Schuldschein usw.) kann bei entwickeltem Kreditwesen, wie bei der Wechselzirkulation unter Kaufleuten, selbst als Zahlungsmittel benutzt werden.

11 Die meisten Ökonomen, inklusive Marx, sehen in Tausch-, Zahlungs- und Wertaufbewahrungsmittel die grundlegenden Geldfunktionen. Hinzu kommt, wie oben bei Keynes gesehen, das Geld als Rechenmittel, wobei man – und das ist wichtig – kein Geld *haben* muss, um mit Geld zu rechnen.

für sein Verständnis einbringt, wenn man mit Keynes eine primäre Geldfunktion auszeichnet. Richtig an den Kredittheorien des Geldes ist jedenfalls, dass das Aufzählen von Funktionen nichts sagt über die stofflichen Eigenschaften von Geldobjekten. Geldobjekte können ganz verschieden sein. Stoffliche Eigenschaften spielen scheinbar keine Rolle. Das ist bei Bargeld jedoch anders.

Die hauptsächliche Besonderheit von *Bargeld* ist: Mit seiner Aushändigung im Gegenzug zur Aushändigung der Ware ist die Transaktion abgeschlossen, die soziale Beziehung zwischen Käufer und Verkäufer beendet. Daher kann gelten: „Cash leaves no paper trail“ (Shubik 1999: 236). Damit das funktioniert, muss es dingliche Geldobjekte geben, die für alle als solche leicht identifizierbar sind. Vom Hacksilber bis zur Zentralbankmünze/-note. Deren Akzeptanz hängt ab von der gefühlten Sicherheit der möglichen Weiterverwendung. Wenn ich sicher bin, dass der nächste Verkäufer oder Gläubiger diese Geldobjekte als solche akzeptieren wird, werde ich sie selbst ebenfalls akzeptieren. Bei staatlich hergestellten und als solche erkennbaren Geldobjekten gibt es normalerweise weniger Akzeptanzprobleme als bei privaten und sie können auch, wie Dollarscheine, über das nationalstaatliche Territorium hinaus problemlos umlaufen.

Geld als „working fiction“ (Mirowski)

Kommen wir zu der nicht zuletzt von der keynesschen „green cheese“-Analogie nahegelegten Frage: Inwiefern handelt es sich bei Geld um eine „Fiktion“? Für Keynes bestand das Problem darin, das „Publikum“ davon zu überzeugen, dass Zentralbankgeld und Goldwährung „practically the same thing“ seien, obwohl sie es nicht sind. Hat man das Publikum von dieser Fiktion überzeugt, braucht man nicht mehr zu begründen, warum ein Zentralbankgeldsystem einer Wiederkehr des Goldstandardsystems vorzuziehen ist. Offenbar ist Keynes vor der Aufgabe zurückgeschreckt, sein Publikum von diesen Vorzügen so weit zu überzeugen, dass es in hinreichender Zahl bewusst die Option Zentralbankgeld und die damit gegebenen Politikmöglichkeiten wählen würde. Die Aufgabe ist offensichtlich schwierig, denn für viele prallen die diesbezüglichen Argumente an den an das Geldsystem geknüpften Stabilitätsbedürfnissen ab, obwohl die Interessenlage der großen Bevölkerungsmehrheiten in Gesellschaften mit kapitalistischen Ökonomien für die Bekämpfung von Krise und Arbeitslosigkeit durch eine flexible Zentralbankpolitik spricht.

Philip Mirowski weist darauf hin, dass dieses Stabilitätsbedürfnis in Bezug auf Geld nicht nur aus Gründen der üblicherweise hier angeführten Inflationsängste eine so wichtige Rolle spielt. Vielmehr geht es um die Möglichkeit der in einer Marktwirtschaft alltäglichen ökonomischen Kalküle. Dabei gilt: „For purposes

of quantification and the attribution of causal efficacy, something must be treated as conserved. This is the role of the monetary unit in a market system“ (Mirowski 1990: 711). Dass ökonomische Kalküle an Geld gebunden und nur sinnvoll sind, wenn ein einigermaßen stabiler Wert des Geldes unterstellt werden kann, ist zwar, sagen wir, seit Max Weber, keine aufregende Neuigkeit mehr. Mirowski betont aber nicht nur die enorme Bedeutung dieser Rolle des Geldes, sondern fügt hinzu, und damit nähern wir uns wieder dem keynesschen „green cheese“, dass es sich bei der verlangten Stabilität des Geldes nur um eine Fiktion handeln könne: „The overriding social problem of all market oriented societies is to find some means to maintain the working fiction of a monetary invariant through time“ (Mirowski 1991: 581). Mit andern Worten: So sehr wir sie uns auch wünschen mögen, es gibt keine monetäre Invarianz. Es kann sich nur um eine Fiktion handeln. Aber die Fiktion soll funktionieren. Das ist dann der Fall, wenn alle so handeln, als ob das Geld wirklich eine Konstante sei. Wenn Mirowski also von der „working fiction of a monetary invariant“ spricht, meint er nicht, das Geld als solches sei eine Fiktion. Sondern die alltägliche Annahme, dass wir mit Geld so rechnen können, als sei es eine Naturkonstante, ist falsch. Wenn wir trotzdem so tun, als ob sie richtig wäre, machen wir die Fiktion ein Stück weit wahr. Die soziale Zuschreibung von Stabilitätseigenschaften führt dazu, dass wir mit Geld wie mit den Maßen für physische Objekte rechnen, aber letztere können in der Tat invariant konstruiert werden, während es eine vergleichbare Konstanz der Kaufkraft des Geldes nicht geben kann. Die in Geldkalküle eingehenden Erwartungen werden regelmäßig enttäuscht, manchmal scharf, wie in Krisen, manchmal schleichend, wie bei mäßiger Inflation. Wenn die Kaufkraft schwankt, kann man bestenfalls noch approximativ rechnen. Beim Geldgebrauch handelt es sich also um eine „working fiction“ in dem Sinne, als wir so tun, als sei das Geld eine Art Stabilitätsanker in den Wirren des alltäglichen Lebens und diese Praxis tatsächlich zu einer gewissen Stabilität führt. Prozesse der Preisbildung können – zumindest temporär – zur Konsistenz von Preisen, zur Herausbildung von Äquivalenzrelationen tendieren, durch Unter- und Überbietung in der Konkurrenz um Marktchancen oder durch die Nutzung von Arbitragemöglichkeiten, die eben dadurch eliminiert werden und damit eine Vereinheitlichung von Preisen bewirken. Wir rechnen also mit Geld nicht nur in Ermangelung einer besseren Alternative, sondern weil vor dem Hintergrund einer einigermaßen geglückten Geldordnung und -politik Marktprozesse tatsächlich nicht nur aus diesen Kalkülen hervorgehen, sondern sie auch stützen.

Das führt aber nicht dauerhaft zu der gewünschten Stabilität. Mit der Geldrechnung entsteht nämlich eine merkwürdige Asymmetrie. Bezüglich künftiger Einkommen und Erträge haben wir Erwartungen, die mit mehr oder weniger Unsicherheit einhergehen, aber zugleich beeinflusst die Vergangenheit unsere Wirtschaftslage durch festgeschriebene, einklagbare Zahlungsverpflichtungen. Das

gilt insbesondere für alle, die Kredite aufgenommen haben, aber auch aufgrund anderweitiger Verträge oder gesetzlicher Regelungen. Wenn die Einkommen oder Erträge unter den Erwartungen, die Zahlungsverpflichtungen aber konstant bleiben, entstehen Probleme, die sich bis zu massiven Krisen verstärken können. Um zahlen zu können, müssen Vermögensbestände verkauft werden. Wenn das hinreichend viele tun müssen, fallen die Preise. So kann, wie insbesondere Minsky betont hat, eine Abwärtsspirale beginnen.

Kommen wir noch einmal zurück zum „green cheese“. Mirowski fügt dem Keyneschen Problem, dass man das Publikum überzeugen müsse, das Zentralbankgeld sei so gut wie Gold, einen weiteren Aspekt hinzu, mit dem sich diese Aufgabe anders stellt und vielleicht fiktionslos gelöst werden kann: „(I)n a social theory of value, money is the embodiment of value; but precisely because it is socially instituted, its invariance cannot be predicated on any ‘natural’ ground, and must continually be shored up and reconstituted by further social institutions, such as accountants, banks and governments.“ (Mirowski 1990: 712)

Schluss: Geld als soziale Tatsache

Geld soll die Rolle einer Invariante im gesellschaftlichen Leben spielen. Da es sich jedoch um eine soziale Tatsache, noch dazu um eine umkämpfte Institution handelt, ist durchgängige monetäre Invarianz, also die Konstanz der Kaufkraft des Geldes, unwahrscheinlich. Bei älteren Geldformen hat man zwar versucht, sich gegen die daraus resultierende Unsicherheit dadurch zu helfen, dass man eine Naturbasis für das Geld gesucht und in Silber und Gold auch gefunden hat, aber das macht aus der sozialen Tatsache Geld keine invariante Naturtatsache. Auch die Kopplung von Geld an Naturgegebenheiten wie Gold und Silber macht es nicht stabil, schon allein, weil die Verfügbarkeit und der Bedarf nach edlen Metallen schwanken. Vor allem gehört jedoch eine stabile Wirtschaftsentwicklung nicht notwendig zu den Konsequenzen eines stabilen Geldwerts.

Auch wenn es immer wieder eine Goldnostalgie oder entsprechende Ersatzhandlungen in Form von Schuldenbremsen¹² und Ähnlichem gibt, die Emanzipation des Geldes von einer Naturbasis ist faktisch eingetreten. Es war, wie die Geschichte des Goldstandards drastisch gezeigt hat, eine Illusion, dass man durch die offizielle, politisch gestützte Darstellung einer sozialen Tatsache als physische Tatsache die erforderliche Invarianz herstellen könnte. Die „goldene Bremse

12 Nach der quantitätstheoretischen Denkweise beeinträchtigen Staatsschulden die Kaufkraftstabilität, weil sie, wie jede über das spontane Sparen hinausgehende Kreditaufnahme, inflationär wirken.

an der Kreditmaschine“ funktionierte nur unter hohen Kosten, mit Krisen in Form von Deflation. Staaten hielten sich häufig nicht an die das internationale Geldsystem stützenden Regeln, vor allem an die vereinbarte feste Beziehung der nationalen Währungseinheit zu Gold- oder Silbermengen. Man muss deshalb sagen, dass es sich bei der angezielten monetären Invarianz auch unter Bedingungen einer Silber- oder Goldwährung um eine Fiktion, aber in Krisen nicht um eine „working fiction“ handelte. Die Verabschiedung von dieser schon offensichtlich gewordenen Fiktion mit dem Ausstieg der USA aus dem Bretton-Woods-System, in dem die feste Konvertibilität von US-Dollars in Gold garantiert werden sollte, führte zu einer ersichtlich rein sozialen Konstruktion des Geldsystems, sowohl auf nationaler wie auf internationaler Ebene. Die Stabilität von Kaufkraft und Wechselkursen muss durch politisch eingesetzte Organisationen aufrechterhalten werden, die in das Marktgeschehen intervenieren, nicht mehr durch Bezug zu einer Naturbasis. Geblieben sind trotzdem sture, vom Geldwesen der Vergangenheit geprägte Überzeugungen, die nach der langen Quälerei bis zum Abschied vom Goldstandard heute darauf hinauslaufen, dass Geld irgendwie „gedeckt“ sein muss. Das moderne Zentralbankgeld hat aber keine Deckung. Weil man diese Tatsache nicht illusionslos anerkennen will, oder weil man, von oben gedacht, die Bevölkerung nicht dadurch verunsichern will, dass sie diese Tatsache illusionslos wahrnehmen muss, kursieren nach wie vor falsche Vorstellungen über die Funktionsweise des Geldsystems. Dass modernes Zentralbankgeld in irgendeiner Weise „gedeckt“ sein müsste, ist eine Vorstellung aus den Zeiten, in denen auf staatlichen oder privaten Banknoten noch vermerkt war, dass dem Halter dieser Note bei der emittierenden Bank auf Verlangen eine nach fester Parität bestimmte Menge Silber oder Gold ausgehändigt würde. Eine solche „Deckung“ war jedoch schon zur Zeit ihrer offiziellen Garantie eine Illusion. Die Reserven reichten, wie sich bei „bank runs“ immer wieder zeigte, nie für eine Eins-zu-eins-Deckung der Währungen aus. Eine solche ist heute nicht mehr erforderlich, da es keine Konvertibilitätsgarantie mehr gibt. Vielmehr versuchen die Zentralbanken und sonstigen geldpolitischen Instanzen, die Kaufkraft der Währung durch Leitzinsregulierung und Marktinterventionen einigermaßen stabil zu halten. Offiziell angestrebt werden positive, aber moderate Inflationsraten, womit ein krisenhaftes Abknicken der Wirtschaftsentwicklung durch Deflation vermieden werden soll.

Wenn man das Publikum nicht mehr zu dem Glauben bringen will, dass „green cheese“ praktisch das Gleiche sei wie eine Goldwährung, weil das Vertrauen in eine Goldwährung schon immer fehlgeleitet war, geht es anders als noch für Keynes lediglich darum, ihm die Vorzüge einer politisch basierten, gut konstruierten und regulierten Geldordnung nahezubringen. Dazu gehört nicht zuletzt die Einsicht, dass auch eine solche Ordnung keine durchgängige Stabilität garantiert. Ein Geldsystem ohne Krisen ist nicht machbar.

Literatur

- Aydinonat, N. Emrah (2011): Explaining the origin of money. In: Ganßmann (2011): 46-66.
- Ferguson, Nial (2009): *The Ascent of Money*. London.
- Forstater, Mathw (2004): Tax-Driven Money: Additional Evidence from the History of Thought. URL: cfeps.org/pubs/wp-pdf/WP35-Forstater.pdf, Zugriff 10.4. 2015.
- Ganßmann, Heiner (2011)(Hg.): *New Approaches to Monetary Theory. Interdisciplinary perspectives*, London.
- (2012), *Doing money. Elementary monetary theory from a sociological standpoint*, London.
- (2015), Geld, Kredit und die Finanzkrise von 2007/8. In: Kraemer, Klaus/Nessel, Sebastian (Hg.): *Geld und Krise. Die sozialen Grundlagen moderner Geldordnung*, Frankfurt/M: 131-154.
- Goodhart, Charles A. E. (1998), The two concepts of money: implications for the analysis of optimal currency areas. In: *European Journal of Political Economy* 14: 407-432.
- Graeber, David (2011): *Debt. The first 5,000 years*, Brooklyn.
- Ingham, Geoffrey (2004): *The Nature of Money*, Cambridge.
- Innes, A. Mitchell (1913): What is Money? In: *Banking Law Journal*, Mai: 377-408.
- Iwai, Katsuhito (2011): 'The second end of laissez-faire': The bootstrapping nature of money and the inherent instability of capitalism. In: Ganssmann (2011): 237-266.
- Keynes, John M. (1930): *A Treatise on Money*, London.
- (1936), *The General Theory of Employment, Interest and Money*, London 1967.
- Knapp, Georg F. (1905): *Staatliche Theorie des Geldes*, München.
- McLeay, Michael et al. (2014): Money in the modern economy. In: Bank of England, *Quarterly Bulletin* Q1: 1-10.
- Mirowski, Philip (1990): Learning the meaning of a dollar: Conservation principles and the social theory of value in economic theory. In: *Social Research* 57(3): 689-717.
- (1991): Postmodernism and the social theory of value. In: *Journal of Post Keynesian Economics* 13(4): 565-581.
- Reden, Sitta von (2007): Wie Geld die Welt verändert hat. In: Bergsdorf, Wolfgang et al. (Hg.): *Am Gelde hängt, zum Gelde drängt...*, Erfurt: 117-131.
- Schumpeter, Joseph A. (1954): *History of Economic Analysis*, New York.
- Seaford, Richard (2004): *Money and the Early Greek Mind: Homer, Philosophy, Tragedy*, Cambridge.
- Shubik, Martin (1999): *The theory of money and financial institutions*, Vol. 1, Cambridge.
- (2001): Money and the monetization of credit. In: *Cowles Foundation Discussion Paper*, No. 1343. URL: <http://cowles.econ.yale.edu>, Zugriff: 8.5.2015.
- Wittgenstein, Ludwig (1984): *Philosophische Untersuchungen*, Frankfurt/M.
- Wray, L. Randall (2014): From the State Theory of Money to Modern Money Theory: An Alternative to Economic Orthodoxy. In: *Levy Economics Institute Working Paper*, No. 792.